

Volks-Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Jr. 50. — Jahrg. 192. Halle a. S., Montag 30. Januar 1899. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Eingek. Nr. 87. Berliner Bureau: Berlin S.W., Grenadierstr. 8.

Abonnements-Einladung.

Für die Monate Februar und März werden Bestellungen jederzeit entgegengenommen. Abonnementspreis für Halle, Giebichenstein und Trotha bei täglich zweimaliger Zustellung einschl. Bringerlohn monatlich 85 Pfg.

Deutsches Reich.

Die Sozialdemokratie und der Bauernstand. Auf einem der letzten sozialdemokratischen Parteitage war befanntlich eine Einleitung über das Agrarprogramm der Partei mitgeteilt und die Frage einem späteren Parteitag überlassen worden. Seitdem ist man auf diese Streitfrage nicht zurückgekommen, und auch der letzte Parteitag in Stuttgart hat sich mit diesem Gegenstande nicht befaßt. Man scheint endgültig zu einem negativen Ergebnisse gekommen zu sein; wenigstens gelangt der Direktorist der Partei, Kautsk, in einer von ihm letzten veröffentlichten Schrift zu dem Schlusse, daß für den landwirtschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung kein Platz sei, daß daher die Bauernschaft rettungslos dem Untergange geweiht seien. Die Aufstellung eines Agrarprogramms im Sinne der Erhaltung der Bauern sei daher schon aus diesem Grunde für die Sozialdemokraten verfehlt. Das sozialdemokratische Parteitag hat ferner, daß man auch aus politischen Gründen Bedenken tragen müsse, einer auf die Erhaltung der Bauern gerichteten Politik zuzustimmen, weil man Gefahr laufe, sich dadurch den Boden bei den ländlichen Arbeitern, namentlich in Nord-Deutschland, auszugraben. Der gewöhnliche Mittelstand, namentlich das Handwerk, ist bekanntlich längst schon von den Sozialdemokraten in den Aussterbeetat gesetzt worden; es wird von ihnen als eine rückfällige Bauernform angesehen, welche notwendig zwischen den Großbetrieben und der heillosen Masse der Arbeiter zerrieben werden müsse. Jetzt ist man offenbar zu dem gleichen Schlusse betreffs des ländlichen Mittelstandes der selbständigen Bauernwirthe gelangt, obwohl die Statistik beweist, daß während gewisse Theile des gewerblichen Mittelstandes der Zahl nach in der That abgenommen haben und die Gesamtzahl sich nur dadurch eingemessen auf der früheren Höhe hält, daß namentlich innerhalb der Großbetriebe, ein neuer Mittelstand heranzuwachsen beginnt, der mittleren und kleineren selbständigen ländlichen Betriebe hat, und stetig wächst. Der Grund der ganz großen Abnahme zurückzuführen. Der Grund der abfälligen Beurteilung des Bauernlandes seitens der

Sozialdemokraten liegt eben, darauf die „Post“ mit Recht hinweist, nicht in den Schlußfolgerungen einer objektiven Würdigung der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern in der Ueberzeugung, daß die Sozialdemokratie in den Bauernschaften noch weniger Fuß zu fassen vermag, als im gewerblichen Mittelstande; sie giebt offenbar den früher noch zur Erwägung gestellten Gedanken auf, ihre Propaganda auf die Bauernschaften zu erheben, und drückt das nach ihrer Art so aus, daß der Bauernstand durch die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft dem Verderben preisgegeben werde. Die entscheidende Begründung für die Sozialdemokraten gegen den gewerblichen und den landwirtschaftlichen Mittelstand bereitet aufs neue, eine wie stark Stille Staat und Gesellschaft in einem kräftigen Mittelstand besitzen und wie im besten Sinne fruchtbar daher die in der Kaiserrebe von Bielefeld proklamirte Mittelstandspolitik ist.

Das neu erdichtete Handbuch für das Deutsche Reich auf das Jahr 1899 weist gegenüber seinem letzten Vorgänger verdrängende Änderungen auf. So ist in dem Abschnitt über das Auswärtige Amt zum ersten Male das Oberkommando der kaiserlichen Schuttruppen in den afrikanischen Schutzgebieten erwähnt. Mit der Vertreibung des Reichsstatthalter in den Kommandogebieten beauftragt ist der Direktor der Kolonial-Abtheilung Dr. von Ducha. Gefördert ist dagegen der Abschnitt unter dem als „den Direktor der Kolonial-Abtheilung“ Major v. Wisman aufgeführt wurde. Neu hinzugekommen ist ferner eine Abtheilung für den Bereich für das Auswanderungswesen, dessen Vorsitzender Direktor Reichardt ist. Der Kolonialrath, der zwei Mitglieder verloren hatte, hat sechs neue hinzugekommen und zwar die Herren Kaufmann Julius Strandes, Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Wirklichen Geheimrath Sachse, Dr. Borch, Dr. Boensgen und Sholto Douglas. — Im Reichsamte des Innern ist insofern eine wesentliche Veränderung eingetreten, als die frühere Abtheilung III in zwei besondere Abtheilungen VIIa und VIIb getheilt ist. Die erstere, in der das Bank- und Sparkassenwesen, die Angelegenheiten des geistlichen Eigentums, der Patente, des Model, Muster- und Markenrechtes, die See- und Binnen-schiffahrt einschließend der

Verwaltung des Kaiser-Wilhelm-Kanals und der Postdampfer-Verbindungen, die See- und Binnenfischerie, die Ausstellungen- und Auswanderungs- Angelegenheiten bearbeitet werden, untersteht dem Unterstaatssekretär Nolde. Die zweite bearbeitet die Handelspolitik und die sonstigen Handelsachen, insbesondere die Handelsverträge, die wirtschaftlichen Fragen des Ackerbaues und der Industrie, die wirtschaftliche Seite des Zoll- und Steuerwesens, die Erhebungen über die Produktionsverhältnisse des In- und Auslandes, die allgemeine Statistik und die Statistik des Handelsverkehrs mit dem Auslande, sowie die Angelegenheiten des wirtschaftlichen Auslands und wird geleitet von dem Geh. Ober-Regierungs- Rath Biermuth. An Stelle des verstorbenen Direktors Schäfer ist an die Spitze der II. Abtheilung des Reichsamtes des Innern Dr. Gopp getreten. — Die VIIc. M. Kriegsschiffe beim Reichs-Marineamt hat eine wesentliche Umgestaltung in der Anordnung erfahren. Sie ist jetzt in neun Abtheilungen gegliedert. Die früheren Panzerflotte 1., 2. und 3. Klasse sind unter „Kriegsschiffe“ rubricirt, die der 4. Klasse unter „Küstenkriegsschiffe“. Die Uebst Panzer-kanonenboote“ ist mit 18 Schiffen unverändert geblieben. Die Kreuzer, die früher in Unterabtheilungen zerfielen, sind jetzt in zwei Abtheilungen „Große und Kleine Kreuzer“ zerlegt. Unter die „großen“ sind die bisherigen Kreuzer I. Klasse und von denen 2. Klasse: Kaiserin Augusta, „Fregata“, Victoria Louise und „Gestira“ aufgenommen. Es giebt beinahe jetzt 8 große und 23 kleine Kreuzer. Unter den letzteren zählen auch die früheren Aviso's. Als „Ranonenboote“ sind aufgeführt: „Mits“ und „Habicht“, während die bisherigen „Wol“ und „Agäne“ zu den „Spezialschiffen“ gerechnet sind. Aus den „Schulschiffen“ ist „Dier“ ausgeschieden. Eine ganz neue Abtheilung ist unter der Bezeichnung „Feldschiff“ gebildet, denen Friedrich der Große, „Kreuzer“, Kronprinz, „Friedrich“ und „Arminius“ zugerechnet sind.

Zur Abrüstungskonferenz. Soweit die aus den verschiedenen Hauptstädten gekommenen Berichte zeugen, hat das die Friedrichs-Lösung betreffende zweite Rundschreiben des Grafen Murawien überall die gleich freundliche Aufnahme gefunden, der der Vorrichtung des Jaren gleich bei seinem Auf-tauchen und schon das erste Rundschreiben des

kleines feuilleton.

Das Ballfest des Vereins Berliner Presse hat am Sonntag stattgefunden. Der Presse-Ball ist von jeher der Mittelpunkt der Berliner Bälle gewesen. Ihn zu besuchen, galt gewissermaßen zum guten Ton, und am Ballabend der Presse nähert sich ihr wohl auch Jemand, der sich sonst nicht gern mit Drucker-schwärze befaßt. Vornehmlich aber ist es das große Volk der Künstler und Künstlerinnen, die an dem Ballabend zeigen wollen, daß sie bei vielen Dingen, die ihnen die Presse das ganze Jahr hindurch erweist, gegenüber auch dankbar sein können. Die Künstler und Künstlerinnen, die man sonst nur auf den Brettern, welche angeblich die Welt bedeuten, zu bewundern Gelegenheit hat, mischen sich in das Gemüth der gewöhnlichen Sterblichen und lassen sich so bewundern, wie sie in Wirklichkeit sind. Und die weitaus größte Bedeutung hat er viel angenommen und besprochen. Künstlerinnen sind diesen sich auch ohne den verführerischen Glanz der förmlichen Hülfsmittel zeigen, sie benehmen, daß man auch schon und elegant sein kann, auch wenn man sich schlicht bürgerlich unter seinen Mitmenschen bewegt. Aber auch die Spitzen der Behörden entfalten ihre Mittelwerke, die bildende Kunst schiebt ihre Abgeordneten in reicher Fülle, wer mit Pinsel und Paletete oder sonstwie künstlerisch thätig ist, erscheint an diesem lang-fröhen Abend, alle geübten Stände sind vertreten, Handel und Wissenschaft in ihren hervorragenden Vertretern, und dann die große Zahl der Offiziere in allen Graden und von allen Wappengattungen. Es war wirklich ein glänzendes, feierlich-schönes und vornehmliches Bild, welches sich den erkaunten Blicken bot. Ueber Allen ragte die hohe, imponirende Gestalt des Ministers des Königl. Hofes, von Mebel-Viesdorf hervor. Der Reichs-könig hatte sich durch den Chef der Reichsstatthalter Herrn von Wilmsdorf vertreten lassen, für den Staatssekretär des Reichsamt des Innern, von Wilow war Unterstaatssekretär von Nichtenen erschienen. Der Minister des Innern, von der Becke, beehrte das Fest ebenfalls mit seiner Anwesenheit. Von höhern Offizieren war Excellenz von Plautz, General der

Artillerie, erschienen. Ferner bemerkte man unter den Anwesenden den bekannten kulturhistorischen Schriftsteller Dr. D. Dingeldey, merkwürdig schmad war diesmal das diplomatische Corps vertreten. Dagegen hatten fast alle Bühnen ihre hervorragenden Vertreter entsandt. Friedrich Naale, der ewig junge, und Hermann Nissen mit seiner schönen Frau, Ferdinand Bonn, Franz Guthery mit seiner Gattin, Marie Meyer vom Leising-Theater, Jons Rugey und Direktor Pösch, und Rosa Kopp und Agnes Freund und alle die Andern, die man beim sächlichen Durchwandern des Saales gar nicht entdecken konnte. Professor Emil Doepler d. J. vertrat die bildende Kunst, Heinrich Grünstadt, der geniale Geist, die Musik, Rafflisch und Brandenburg die Malerei. Die Literatur war in Friedrich Spielhagen ihren würdigen Vertreter, ebenso wie die Kriegerin Anna Ritter anwesend. Wie üblich, wurde auch in diesem Jahre eine wunderbar ausgestattete Damen-spende den schönen Besucherinnen des Balles verehrt. Sie ist künstlerisch vollendet und mit sehr hübschen Versen und Verschen geschmückt. Der literarische Theil enthält größere Arbeiten von Widert, Bornemann, Moskowsk, v. Jodelly u. A. und zahlreiche kleinere Gedichte, von denen einige, im Stile ausgedehnte, mitgetheilt seien.

Mittheilt ich beispielsweise der „Monolog“ von Louis Hermann:

Mit scheint, daß sich
Als Frau für mich
Die Maid, die blaße,
Passe. —
Was hör ich da?
Für Herr Waa
Ich nicht die Kasse?
Wille. —

Ernst Eckstein jodelt in echter Ballausgelassenheit:
Die Träume verdrängen,
Der Sommer flieht,
General, der vom Leben
Das ist vom Leben
Mag Grube aber blickt skeptisch bis in den faulen Grund
der Dinge:
Was fliegen können, ist oft nur Flattern,
Orin ist der Acker, und der Kohl,
Nicht überall, wo Gänse knattern,
Erhebt sich auch ein Kaspitol.

William Marchall wird auch auf dem Balle die „Dienst-mädchensorgen“ nicht los.
Es ist wie ich sehe,
Tann werden sie frei,
Dann werden sie froh,
Dann müssen sie mich.

Das Liebeswiderwille aber bringt wohl J. Trojan mit folgendem geistreichen Vergleich zwischen den Frauen und der Presse:
Es wandelt ist der Press: eigen,
Was auch den Frauen dient aus Preis,
Auch sie vertheilt sich drauf, zu schwächen,
Von dem, wodurch sie noch nichts weiß.
Die Zuwendenden, die Frauen sieren,
Sind auch der Presse Stolz und Hort,
Sie liebt es, sich auch zu exponieren,
Und wohnt sich gern das letzte Wort.
Und das ist wahr, und ich verachte
Nichts, was man nicht schon weit genau,
Sehr gern beschäftigt mit dem Staate
Die Presse sich, wie auch die Frau.

D. h. d. Frau, glaubt nicht, ich messe
Nach fallenem Wok, was Cure Jier,
Nichts liegt mir an der ganzen Presse,
Schenkt mir ein kleines Sädeln für.

Die Zeichnungen, die das Bert schmücken, von Albert Keller, Max Habes, Raffalli, Segantini, Gabriel Max u. A. sind vortrefflich und technisch vollkommen ausgeführt.

Dreißigjähriges Jubiläum der Postkarte. Die „N. Fr. Presse“ vom 26. Januar schreibt: Unter den Millionen Menschen, die sich heute der Korrespondenzkarte bedienen und aus eigener Erfahrung gern anerkennen, daß der Gebrauchs-verkehr durch dieses einfache Beförderungsmittel einen großen Fortschritt und eine eminente Verbesserung erfahren hat, mögen Viele das Unannehmliche vergessen haben, denn diese so populäre gewordene, weitverbreitete Institution, ihre Entstehung verdankt. Alle Freunde der Korrespondenzkarte seien nun daran erinnert, daß diese durchgreifende Neuerung in unserem Post-wesen heute ihr dreißigjähriges Jubiläum feiert. Am 26. Januar 1869 fand der Gedanke, welcher zur Schaffung der Korrespondenzkarte geführt hat, in einem Artikel Ausbruch, den Dr. Emanuel Hermann in der „Neuen Fr. Presse“ veröffentlichte. Er berechnete in denselben den Aufwand der einzelnen Posten für den brieflichen Verkehr und kam zu dem



011.
nr. 101
Zahlung
Zahlung
Stübe,
utale
Kerzen,
2/10,
Drill,
Höbel,
Gestr.
tege,
Wale,
1 Kan
nd ver
hijah

01.
ten an
hant:
hler),
'kret),
zu den

11/2
-90 an
Hesslich

is
men.
in größ
rede
rte. 8.

urg.
e
gen
1000 Kr.
1188
al,
steb-n.

en

orf
hieber

en

heilen
N. 10
an die
ensu-
714

ie
ach

u laut
11/2
10

Montag, Beilage zu Nr. 50 der Halleischen Zeitung 30. Januar 1899

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Tägliche Geschäfts-Notizen.

Vor 100 Jahren, am 30. Januar 1799, fand in Weimar die Aufführung von Schillers "Piccolomini" statt. In der Zeitgeschichte epochenmachendes Nationaldrama. Zwei Töne haben diesen dramatischen Werke große Bedeutung gegeben, einmal die glückliche Wahl einer ergründlichen Bedeutung unserer vaterländischen Geschichte und dann die hohe Bedeutung des Stückes, namentlich der humanitären Szenen, wozu hervorzuheben, das Schiller auf dem großen Theater der Welt ebenfalls ebenso zu Hause war, wie auf dem Gebiete fassen.

Halleische Nachrichten.

Deutscher und Freireichlicher Alpenverein (Sektion Halle). Die am Sonntag Abend im "Alteichhof" abgehaltene Sitzung wies einen sehr erfreulichen Verlauf auf, indem gegen hundert Teilnehmer, darunter auch eine größere Zahl von Damen, erschienen waren. Der erste Vortragende, Herr Gustav A. Steiner, begrüßte die Anwesenden und leitete dann mit, daß für das laufende Jahr ein Vortrag über die Alpenreise abgehalten werden solle. Der Vortragende, Herr Gustav A. Steiner, begrüßte die Anwesenden und leitete dann mit, daß für das laufende Jahr ein Vortrag über die Alpenreise abgehalten werden solle. Der Vortragende, Herr Gustav A. Steiner, begrüßte die Anwesenden und leitete dann mit, daß für das laufende Jahr ein Vortrag über die Alpenreise abgehalten werden solle.

das, nebenbei bemerkt, nur für gewisse Berufsarten in Frage kommt, werden überall zu ihrer Erläuterung Anlässe in natürlicher Folge herangezogen. Die Naturgeschichte selbst, die infolge der vielen Lebensbedingungen, Bedürfnisse und Bedürfnisse die großen Bildungs- und Formgebungen verhalten, mag der junge Forscher, welcher sich dem Studium der Naturgeschichte widmet, durch gegenwärtig sind, doch liegt dies außerhalb der Aufgabe der gewöhnlichen Fortbildungsschule. An den mit Befehl aufgegebenen Vortrag ist sich eine lebhaftes Interesse, in welcher Hinsicht wurde, daß man in dieser Hinsicht nicht Neugier getrieben und gehört habe, auch in mündlichen Punkten mit dem Vortragenden nicht übereinstimmen könne, daß es aber eine erfreuliche Tatsache sei, zu sehen, wie seitens der Behörden in der Schaffung einer einheitlichen Methode der Fortbildung der Naturgeschichte durch die verschiedenen Behörden Überwachung des nach diesem Plane stattfindenden Unterrichts stattfindet.

Anhalt für innere Mission. Zu der dieser Tage stattgefundenen Versammlung der innere Mission für innere Mission in Halle, welche am 27. d. Mts. im Saale stattfand, wurde durch die Anwesenden ein Bericht über die Tätigkeit der innere Mission in Halle erstattet. Der Bericht wurde durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. J. J. J., gehalten. Die Versammlung wurde am 27. d. Mts. im Saale stattfand, wurde durch die Anwesenden ein Bericht über die Tätigkeit der innere Mission in Halle erstattet. Der Bericht wurde durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. J. J. J., gehalten. Die Versammlung wurde am 27. d. Mts. im Saale stattfand, wurde durch die Anwesenden ein Bericht über die Tätigkeit der innere Mission in Halle erstattet. Der Bericht wurde durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. J. J. J., gehalten.

und Militarismus als zweites Bewegungsgesetz der Singschule, wurde der Vortrag beendet, dem das sich in der Hauptstadt als Mitglieder des "Halleer Wagner-Vereins" und des "Halleer Musikvereins" zur Förderung der Kunst in Halle angeschlossen sind. Der Vortrag wurde durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. J. J. J., gehalten. Die Versammlung wurde am 27. d. Mts. im Saale stattfand, wurde durch die Anwesenden ein Bericht über die Tätigkeit der innere Mission in Halle erstattet. Der Bericht wurde durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. J. J. J., gehalten.

Die Handelskammer hält am Mittwoch, 1. Februar, um 10 Uhr Mittags 10 Uhr, in ihren Geschäftsräumen eine öffentliche Versammlung ab, deren Tagesordnung aus dem Minutentexte ersichtlich ist.

Die Handelskammer hält am Mittwoch, 1. Februar, um 10 Uhr Mittags 10 Uhr, in ihren Geschäftsräumen eine öffentliche Versammlung ab, deren Tagesordnung aus dem Minutentexte ersichtlich ist.

Die Handelskammer hält am Mittwoch, 1. Februar, um 10 Uhr Mittags 10 Uhr, in ihren Geschäftsräumen eine öffentliche Versammlung ab, deren Tagesordnung aus dem Minutentexte ersichtlich ist.

Die Handelskammer hält am Mittwoch, 1. Februar, um 10 Uhr Mittags 10 Uhr, in ihren Geschäftsräumen eine öffentliche Versammlung ab, deren Tagesordnung aus dem Minutentexte ersichtlich ist.

Die Handelskammer hält am Mittwoch, 1. Februar, um 10 Uhr Mittags 10 Uhr, in ihren Geschäftsräumen eine öffentliche Versammlung ab, deren Tagesordnung aus dem Minutentexte ersichtlich ist.

Wibels- und Christen-Verein.

Die Versammlung am Dienstag, 31. Januar, wird diesmal nicht am Donnerstag, 11. Februar, sondern in dem Versammlungssaal der Domgemeinde, Kleiner Saal, um 8 Uhr abends stattfinden. Der Vortragende, Herr Dr. J. J. J., wird über die Bedeutung der Bibel für die innere Mission in Halle sprechen. Der Vortragende, Herr Dr. J. J. J., wird über die Bedeutung der Bibel für die innere Mission in Halle sprechen.

Wibels- und Christen-Verein.

Die Versammlung am Dienstag, 31. Januar, wird diesmal nicht am Donnerstag, 11. Februar, sondern in dem Versammlungssaal der Domgemeinde, Kleiner Saal, um 8 Uhr abends stattfinden. Der Vortragende, Herr Dr. J. J. J., wird über die Bedeutung der Bibel für die innere Mission in Halle sprechen. Der Vortragende, Herr Dr. J. J. J., wird über die Bedeutung der Bibel für die innere Mission in Halle sprechen.





(Nachdruck verboten.)

Die Nichten der Hauptmännin von Weilar.

22] Roman von M. von Eschen.

Mit lebenswürdiger Artigkeit kam der Offizier dem Künstler entgegen. Lorenz Kirchner fühlte sich sympathisch berührt. Sehr bald kam etwas wie angenehme Sicherheit über ihn. Schnell war alles Geschäftliche geordnet. Mit aufrichtigem Vergnügen stellte Wolf fest, daß er sich in dem Mann nicht getäuscht und Lorenz Kirchner sich trotz seiner augenscheinlichen Bedrängniß als ein anständiger, Charakter, ein Gentleman, wie es Lillian nannte, bewährt hatte.

Der Major drückt auf den Telegraphenknopf: „Fragen Sie bei dem gnädigen Fräulein an, ob sie uns empfangen will,“ befiehlt er dem eintretenden Diener.

Dieser verschwindet und kehrt gleich danach mit der Meldung zurück: „Es wird gnädigen Fräulein sehr angenehm sein“ . . .

„Ich wollte Sie auch überraschen, wenn Sie lebenswürdig genug sein wollten, es sich gefallen zu lassen!“ lächelt Lillian den in der That überraschten Maler an.

Dann mit jener bestrickenden Sicherheit, wie sie einzig echt vornehmen Naturen eigen ist, in dem Bewußtsein, daß sie eine Gunst gewähren können, ohne mißverstanden zu werden, fährt Fräulein von Dernburg fort: „Und ich hoffe, Sie sind nicht unangenehm betroffen, daß sich eine alte Bekannte aus dem Intognito entpuppt hat.“

Und Lorenz Kirchner findet schnell in unbewußter Freudigkeit seine Fassung wieder. Noch einige verbindliche Worte hinüber und herüber, und souverän, wie immer, hat Lillian Herrn Kirchner dargelegt, wie sie sich die Sache gedacht hat.

Freilich soll er haben. Und im Garten will sie ihm sitzen. Sie hat schon mit Tante Weilar gesprochen. Die freut sich riesig darauf. Auch Wolf soll ihnen Gesellschaft leisten. Lillian vergißt den Wetter nicht. Es scheint, als suchte sie immer wieder bei ihm nach einem Halt. Gegen was, gegen wen?

Dann kommt die Toilettenfrage an die Reihe. Wolf ist für rosa; Lorenz für weiß. Lächelnd stimmt Lillian dem Letzteren bei.

„In hoc signo. — Weiß und grün, das sind einmal die Zeichen dieser Neuen. Das Einzige, was nicht in den Kram paßt, bin am Ende ich.“

„Lillian, ich kenne Sie noch gar nicht von der Seite,“ meint Wolf, dem die so natürlich heitere Laune an der Koussine fremd ist.

„Dann müssen wir uns immer noch besser kennen lernen, lieber Wolf,“ giebt sie, die Stimmung wechselnd, plötzlich weich zurück. —

Und die Sitzungen beginnen. Jeden Morgen findet sich Lorenz ein. Frau Anna fragt nicht, wohin er geht. Er hat übernommen, eine Dame zu porträtieren. Anna fragt nicht, ist sie jung, schön — — instinktiv wehrt sich das arme Geschöpf

gegen eine Antwort, die sie beunruhigen würde, gegen Empfindungen, die ihr früher so unbekannt gewesen sind, und hält es in diesem Falle lieber mit dem Nichtwissen. Selbst ist nun einmal der mächtigste Faktor. Anna will zufrieden sein, daß der Mann sich endlich mal an eine Arbeit gemacht hat, die etwas einbringt.

Die Tage sind wunderschön. Es ist ein Frühling, wie es selten unserem Klima beschieden ist. Ungehindert durch eine noch offen gebliebene Stelle in dem Häusermeer, flutet die Sonne in dem kleinen Garten über den großen Fliederstrauch. Hell in dem hellen Licht glänzen die grünen Blätter, nickten die mattfarbenen Blüthentrauben. Leuchtend, schillernd wogt es um Lillian, die in einem weißen Kleid einen blauen Fliederzweig in dem goldenen Gürtel als einzigen Schmuck, in einer Schaukel hin und her schwingend gedacht ist, und selbst gleich einem Sonnenstrahl wirkt.

Lillian selbst hat auch diese Situation geplant. Sie kann die Paradedporträts, die Posen nicht ausstehen und hält darin, wie ihr Maler, zu Wahrheit und Natur, d. h. hier dem alltäglichen Leben, wobei sich allerdings der Unterschied geltend macht, daß ihr Begriff von Alltäglichkeit dem seinen wie eine Ironie dem Leben gegenübersteht.

„Ein gelecktes Genrebild,“ hatte denn auch Lorenz Kirchner im Anfang gebrummt. Er hatte in dem Moment beinahe Lillian gehaßt, daß sie ihm dafür gepreßt. Er hätte aber doch kein Künstler sein müssen, wenn er nicht sehr bald eingesehen hätte, daß das, was er im vorgeschafften Grimm „gelect“ genannt, hier doch nur natürlich und charakteristisch war.

Mit der Spitze des Fußes kaum den Boden berührend, mit der einen Hand das Tau umspannend, während die andere lose im Schooß liegt, lehnt Lillian da, leicht, anmuthig, jedem Spiel der Bewegung hingegeben. Das Gesicht, über die Schulter gewandt, läßt dem Maler kaum mehr, als die Profillinien. In entzückender Reinheit kommen die stolzen Linien ihres Nackens, die weichen ihrer Wangen zur Geltung; ebenso gelangen in der ungeführten Haltung der Adel, die Energie und Unabhängigkeit ihres Wesens erst recht zum Ausdruck, diesmal durch die Anmuth der Situation schmeichlerisch umflossen.

Und Lorenz Kirchner hätte kein Künstler sein müssen, wenn ihn dies Bild nicht gefesselt hätte.

Es waren nur wenige Farben, dafür eine große Mannigfaltigkeit in den Tönen und Lichtern, reicher, zarter, feiner, als alle, die er bisher auf die Leinwand gebannt. Sie waren nicht leicht zu treffen und reizten sein Können.

Mama Weilar ging ab und zu. Wolf erschien wechselnd zum anregenden Geplauder, auch Fiffi steckte mal ihr Näschen unter den Fliederstrauch. Ob sie auch seit jenem denkwürdigen Abend auf gespanntem Fuß mit der Schwester stand, so war das kleine Ding doch viel zu gutmüthig, Jemandem die Laune zu verderben, und außerdem viel zu neugierig.

Und Lorenz Kirchner hätte zuletzt doch nicht er selbst sein müssen, als daß ihn diese Umgebung, die ganze geistige Atmosphäre nicht wohlthuend berührt haben sollte! Je nachdem, wenn

der Tag besonders günstig für das Malen oder Lilian unermüdetlich war, blieb er zu Tisch.

Zuweilen waren sich der Maler und sein Modell für Augenblicke allein überlassen. Unwillkürlich nahm die Unterhaltung dann einen persönlichen Charakter an. Lorenz begann einmal wieder an sich selbst zu denken, was er lange nicht gethan. Er erzählte von seinen Studien, seinen Kämpfen, seinem Ziel — nur von Anna und dem Kinde sprach er nicht. Er dachte einfach nicht daran, Lilian hörte ihm zu, wie man einem Märchen hört.

Zuweilen auch schwiegen sie Beide. Lilian wurde nicht müde, ihr Gegenüber im Stillen anzuschauen. Die prächtige Stirn, der mächtig gewölbte Kopf gaben dem Mädchen zu denken. Es trieb sie mit nie empfundenem, aber seltsam bestirrendem Weh, die edlen Linien aus seinen verfallenen Zügen herauszulesen. Wenn dann, während der Pinsel lautlos sein Werk verrichtete, der Künstler selbst nur seinem Schaffen hingegeben schien, eine leise Röthe langsam die hageren Wangen zu färben begann, der mächtige Kopf sich hob auf dem schlanken Hals: dann freute sich Lilian, wie der ganze Mensch ein Anderer ward, frei von Allen, was seine Stimmung, sein Leben bedrückt haben mochte.

Dann schaute wohl auch Lorenz auf und wieder zu ihr hinüber. Und ohne daß er dessen inne ward, erratheten die traurig ernstigen Augen unter den stark gewölbten Brauen, groß, leuchtend in entzückter Begeisterung. Der herbe Zug um den guten, einst so heiteren Mund wich einem Lächeln, das immer verkündete um die feinen Lippen spielte und leichte Schatten um den dunkelblonden Bart zog.

Aber auch Lilians Augen vergaßen ihren gewohnten kühlen, forschenden Blick. Der warme Sammetton der dunkeln Sterne, ein Verräther innerlichen Feuers, leuchtete durch die dunkeln Wimpern hindurch. In des Mädchens Seele begann es sich zu regen, wie die wunderbare Gewißheit von etwas, das höher, viel höher stand, als all der verfeinerte Luxus, die verfeinerten Genüsse, als Alles, was sie bisher einzig als des Lebens Güter hatte preisen hören und erstreben sehen, als Alles, um was sie sich selber bisher bemüht hatte. Es kam eine Ahnung über ihre Seele von einem Sichselbstverlieren, das nur ein Sicherstgewinnen, von einem Hingeben, das nur eine Erhöhung des eigenen Selbst in schrankenloser Seligkeit bedeutet.

Und der Maienhimmel blaute hernieder, die Sonne webte ihre Ringe zu zauberischen Kreisen über den grünen Blättern, den mattfarbenen Blüthentrauben, zwischen dem Mann und dem Mädchen hin — der Duft des Flieders zog um und wirkte süßen Rausch.

„Das ist Frühling!“ jagte Lilian in einem solchen Moment plötzlich in die tiefe Stille ihres Schweigens hinein.

Er sah sie an. War es der Ausdruck in ihrem Gesicht, der ihn befremdete? War es das Wort, welches ihm jenes Werk ins Gedächtniß rief, das er gleichfalls in einem Lenz geschaffen und „Frühling“ genannt? Wollte sie sagen, daß er im Unrecht damit gewesen, wollte sie ihn lehren, was Frühling sei? — Oder — Seine Hände zittern plötzlich, daß die weiße Paste für Lilians Kleid den Fliederbaum trifft und ein lächerlich ungehöriger Strich die blauen Knospenden Zweige durchschneidet. Lorenz Kirchner hat die Herrschaft über sich verloren, er lehnt den Kopf wie bewußtlos zurück.

„An Gotteswillen!“ Lilian, die sich gewöhnt hat, niemals die Haltung zu verlieren, steht fassungslos neben dem Künstler, sie legt die Hand auf seine Schulter und sieht ihm bang in das Gesicht.

„Mir ist nicht wohl,“ stammelt er endlich. „Ich glaube, wir werden ein Gewitter haben“ — und mit gewollter Derbheit fügt er hinzu: „Ich spüre es schon den ganzen Tag in den Knochen.“

In der That, es waren Wolken vor die Sonne getreten, ein Windstoß fuhr durch die Blätter.

„Entschuldigen Sie mich für heute,“ bat Lorenz. „Die Beleuchtung ist doch ganz anders geworden.“

Lilian nickte.

Als er gegangen war, sank sie auf einen Stuhl, stützte die Arme auf den Tisch und grub das Gesicht in die Hände. Eine lange Weile saß sie so und merkte es gar nicht, daß die schlanken Finger feucht wurden, wie von Thränen.

Da schlugen die ersten Tropfen durch das Fliederdach.

„Das Wetter ist da,“ murmelte sie, und sie eilte in das Haus.

XVII.

Zum ersten Male, seit sie bei den Weilers wohnte, ließ sich Fräulein von Dernburg für den Abend entschuldigen.

„Das Eigen greift doch wohl an,“ meinte die Hauptmännin, da sie, gleichfalls zum ersten Mal seit lange, mit dem Sohn allein zusammentraf. Helja fand sich in letzter Zeit so selten als möglich zu diesem Familienstündchen ein; Fiffi glänzte heute ebenfalls durch Abwesenheit, was übrigens seit jenem denkwürdigen Abend oft geschah.

„Ich meine, das Eigen greift an,“ wiederholte Frau von Weilar, da Wolf, mit einer Photographie spielend, die Bemerkung nicht gehört zu haben schien.

„Möglich,“ gab er nun zurück in einem Ton, der noch immer recht zweifelhaft ließ, ob er bei der Sache war.

Die kleine Dame rückte an den Spitzen auf ihrem Haar, strich an den Falten ihres Kleides — augenscheinlich beunruhigt von irgend etwas.

„Wie stehst Du mit Lilian?“ fragte sie endlich. „Wollt Ihr denn immer noch nicht —“

„Es ist doch ein Jammer,“ unterbrach sie Wolf, ehe noch, was ihr auf der Seele brannte, über die Lippen gekommen — „ein Jammer, daß solch ein Mädchen ohne Liebe durchs Leben gehen soll! Nur, weil sie einmal das nothwendige infame Geld nicht hat.“

„Aber Wolf“ — seine Mutter blickte ihm über die Schulter.

„Ein entzückendes Geschöpf!“ — Der Major hielt die Photographie so, daß das volle Licht darauf fiel.

Und das fröhliche Herz seiner Mutter krampfte sich bei dem Wort und dem Blick des Sohnes plötzlich zusammen.

Doch, es konnte ja nicht sein. Und vor Allem, es war gut, daß es gar nicht mehr werden konnte! Sie hatte ja jetzt für Helja so gut wie ein Unterkommen gefunden!

„Du, Wolfie, ich habe heute Abendslohe bei Schlichtingens getroffen,“ erzählte sie nun vergnügt. „Er brachte mich heim. Da hab' ich denn auch wegen — Fräulein von Hausen mit ihm gesprochen.“

„Du wirst ihm doch Helja nicht angetragen haben, Mama?“

„Aber, Wolfie — ich habe ja doch bald die Medaille für fünfzigjährige Dienstzeit in der Gesellschaft erworben!“

„Na, da kann man schon Manches dervinden!“

„Sei nicht so stachlich, mein Junge. Und na, na, was das anbelangt, von Heirathen war keine Rede. Ich fürchte selbst, das arme Ding hat schlechte Chancen — das Leben ist zu kostspielig eben. Doch höre, die Großmama zieht zu ihm ins Haus; seine Dame geht, ich habe ihm also Helja als Fräulein für die Kinder empfohlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Negerleben in den Südstaaten der Union.

(Schluß.)

Nach Hause, sage ich — wenn das primitive Negerheim unserer Ansiedlung diesen Namen verdient. Um das Seebecken abseits der Phosphatwerke, dessen Wasser durch die Abwässer der Fabrik eine kreideweisse Färbung angenommen hat, erheben sich im Halbkreis die dürftigen Bretterbuden der etwa 100 schwarzen Arbeiter. So armselig sind diese Negerhütten, daß die Ortschaft nicht town und nicht city benannt wird, obwohl dies nach amerikanischen Begriffen mit ihrer Größe wohl vereinbar wäre, sondern schlechthin: negro-camp, Negerlager. Der selbstlagermäßige Charakter wird noch erhöht durch zahlreiche Lagerfeuer, die hier und da zum Himmel emporlodern. Um diese Lagerfeuer aber sieht man nun die dunklen Gestalten, die des Schlafs wenig zu bedürfen scheinen, „verlammt zu fröhlichem Thun“. Da wird gejungen und Gitarre geklappert, da werden die grotesken Negertänze getanzt huter Begleitung der ebenfalls sehr beliebten Mundharmonika, da werden Karten- und Würfelspiele gespielt, da wird gelärrt und gezecht, gegessen und getrunken die ganze Nacht hindurch. Gegenüber dem gemessenen, philiströsen Benehmen des amerikanischen weißen Arbeiters herrscht hier ein frisches, fröhliches Leben, das in dieser Ungebundenheit beinahe an die Burleskenhaftigkeit der deutschen akademischen Jugend erinnert.

So scheint es ein harmloses, gutartiges, munteres und lebhaftes Völkchen zu sein, das in vollen Zügen die goldene Freiheit genießt, die ihm vor drei Jahrzehnten in heißen Kämpfen erstritten wurde. Allein dies Völkchen hat doch auch seine weniger gutartigen Seiten. Auffallen muß uns zunächst beim Betreten des Camp der fast gänzliche Mangel an geordneten Häuslichkeiten. Im ganzen Lager gab es kaum zwei oder drei eigentlich verheiratete Frauen. Andere schwarze „Damen“ ließen sich allerdings nicht allzufelten im Lager blicken, um dann von den weißen Aufsehern baldigt hinausgejagt zu werden. In der That ist der mangelnde Sinn für ein geordnetes Familienleben ein Krebsgeschwür im Kulturleben der nordamerikanischen Neger. Die schwarze Bevölkerung, die gegenwärtig noch etwa drei Millionen beträgt, geht dementsprechend stetig zurück, und man rechnet, daß in etwa dreihundert Jahren der ganze Stamm Gan in den Vereinigten Staaten eines Tages verschwunden, beziehungsweise ausgefogen sein wird, welchem Tage der Amerikaner mit Freuden entgegensteht. Anders scheint die Sache ja in Mittelamerika zu liegen, wo z. B. in der Negerrepublik Haiti sich die Schwarzen nach dem Ausspruche eines Historikers fanatisch vermehren, und man kann daraus vielleicht den Schluß ziehen, daß der Neger, wo er sich selbst überlassen ist, auch lebensfähig bleibt, wo er dagegen unter dem Druck der weißen Rasse steht, degenerirt und schließlich zu Grunde geht — eine Beobachtung, die sich auch an anderen untergeordneten Rassen, z. B. den Indianern Nordamerikas zu bewahrheiten scheint.

Mit dem Sinn für Häuslichkeit fehlt dem Neger der stärkste Antrieb zur Führung eines geordneten Lebens überhaupt. Der Neger ist nicht regelmäßige Mahlzeiten, wie der Weiße, sondern dem wilden Thiere gleich, wenn der Hunger bezw. auch sein stark entwickeltes Ledermaul ihn dazu antreibt. Er schläft nicht zu bestimmten Stunden, sondern wenn er gerade Müdigkeit verspürt. Er kleidet sich nicht, um anständig zu erscheinen, sondern wenn die Kälte ihn plagt oder wenn die Kleider ihm in Lumpen vom Leibe fallen. Das Geld, das er in heißer Tagesarbeit reichlich verdient, wird in der unsinnigsten Weise vergeudet. Der Neger verdient als Minenarbeiter mindestens 1 Dollar = 4,20 Mark, als Holzfaller auf Akford bis zu 2 Dollar 50 Cent für den Tag. Davon braucht er für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse täglich kaum mehr als 10 Cent. Alles Uebrige wird, mit rühmlichen Ausnahmen solcher, die etwas zurücklegen oder gar wohl ihre Angehörigen in der Heimath unterstützen, vertrunken, verspielt, verläppert. An Gelegenheit zum Gelbausgeben fehlt es nicht. In der Nähe der Minen haben Geschäftsleute, natürlich gegen hohe Konzessionen an den Minenunternehmer, ihre Kaufläden aufgeschlagen, in denen Waaren aller Art, Tabak und süßes Seltwasser, selbst die eigentlich polizeilich verbotenen alkoholischen Getränke, Bier und Wiskey, hauptsächlich aber Delikatessen und Nischereien, theuer verkauft werden. Für ein Büschchen Dessardinen, das er mit einem Male auf-

ist, zahlt der Neger unbesonnen 60 Cent = 2,70 Mk., für eine Melone, die man in der Stadt vielleicht schon für 10 Cent haben kann, läßt er sich ohne Murren 50 Cent abnehmen.

So zeigen die Weißen überall die redlichste Absicht, den Gelbhegen, der sich infolge der hohen Löhne über die Schwarzen ergießt, wieder in ihre eigenen Taschen zurückzuleiten. In manchen Minen bedient man sich, um den Schwarzen von den Gefahren übergroßer Bereicherung zu bewahren, eines sehr zweckmäßigen Verfahrens. Der Tagelohn wird den Negern bei der täglichen Auslösung nicht in baarem Gelde, sondern in Checks — meist sind es bunte Holzmarken von der Größe und dem Gepräge der entsprechenden Goldmünzen — ausgezahlt, die dann erst am Wochenschluß an der Kasse, und zwar ohne Abzug, in Geld umgewechselt werden. Die Neger, anstatt zu murren, freuen sich über das schöne bunte Geld und lassen sich die Neuerung ruhig gefallen. Ein eigentlicher Betrug liegt auch in der That nicht vor, da ja der sparsame Neger seinen ganzen Wochenlohn zusammenhalten und beim Wochenschluß den vollen Gelbbetrag dafür einwechseln könnte. Thatsache ist indessen, daß die Neger von den erhaltenen Checks am Sonnabend wenig mehr zur Kasse bringen; das allermeiste haben sie schon in der Woche bei dem store-keeper in der angegebenen Weise verläppert, der dann „für seine Mühehaltung und sein Risiko“ die mit Checks bezahlten Gegenstände um mindestens 10 Prozent aufschlägt.

Aus solchen und ähnlichen Zügen wird zur Genüge ersichtlich sein, wie sehr die Neger aller Charakterfestigkeit und freien Selbstbestimmung ermangeln. Sie sind eben in Art und Unart die reinen Kinder. Kindischer Nachahmungstrieb ist einer der Grundzüge im Wesen des Schwarzen. Auch ihre Gottesdienste — wir hatten auch zwei schwarze Pastoren unter unsern Minenarbeitern — sind nichts anderes als eine kindische Nachahmung der methodistischen revivals oder Erweckungsverfammlungen in extremer Form. Kindisch ist auch ihre Pugjucht, die oft in der lächerlichsten Weise zu Tage tritt. Männlein und Weiblein schmücken sich gern mit buntfarbigem Wändern, die sie zu Büscheln zusammenbinden und an Hut, Ärmeln, Gürtel und Nieber befestigen. Den Weißen beneiden sie höchlichst um seine helle Hautfarbe und konzentriren daher ihre ganze Körperpflege auf die wenigen Stellen, an denen sie selbst etwas Weißes besitzen, die Augen, die Zähne und — die Fingerspitzen. Während sie sonst ihr Neugeheres, wie schon bemerkt, ziemlich vernachlässigen, fehlt eine Zahnbürste bei keinem „ansändiger“ Neger, und es ist ein höchst ergöglicher Anblick, einen Schwarzen auf der Wanderschaft anzutreffen, der weiter keine Habseligkeiten mit sich führt, als eine — Zahnbürste, am Strohhut befestigt. Mit den Kindern gemeinsam haben sie auch den Hang zum Lügen oder vielmehr jenes Spiel der Phantastie, bei dem der Sprechende selbst nicht genau zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden vermag. Noch erinnere ich mich, wie ich einmal neben unserm schwarzen Kutscher auf dem Boote saß und er dieser Art von Phantastie voll die Zügel schießen ließ. Er erzählte mir in seinem jingenden Neger-Englisch u. a., wie er einmal in die Stadt gekommen, wie er da an der einen Straßenecke fünf Dollars in Silber, an der anderen zehn Dollars in Gold gefunden hätte, wie er im Laden auf einen Fünf-Dollarchein als auf einen Fünfzig-Dollarchein gewechselt bekommen hätte, wie er sich so im Laufe eines Vormittags über hundert Dollars „zusammengesunden“ hätte u. s. w. Dabei sah er mich von Zeit zu Zeit misstrauisch von der Seite an, um dann, wenn ich ihm anscheinend mit gläubigster Miene zuhörte, unbeirrt in seinen staunenerregenden Enthüllungen fortzufahren.

Doch kehren wir noch einmal zum Neger-Camp zurück. Auch aus der eigenen Mitte erwachen den Schwarzen genug Beutelschneider, die ihren Stammesgenossen das Geld aus der Tasche zu ziehen bereit sind. Hierher gehören die gefürchteten gambler oder Spieler, die mit falschen Würfeln oder Kartenspielen von Mine zu Mine ziehen, um die Neger zum Spiel zu verführen, gefährliche schwarze Gesellen, die ihre Landsleute auch wohl mitunter mit dem Revolver in der Hand zum Spielen zwingen. Da die Schwarzen dummi genau sind, solchen Betrügnern den Willen zu thun, so mußten wir Weißen oft genug selber eingreifen, um diesen Unwesen zu steuern. Bis an die Zähne bewaffnet, niegen unser zwei oder drei zu Pferde, um das Neger-Camp von allen verdächtigen Individuen zu reinigen. Auch mancherlei andere Unordnung kam bei diesen Patrouillen zu Tage, und Mr. B., der Sheriff und zugleich Gefängnisinspektor der Kreisstadt, war nie in Verlegenheit um Injassen für sein

„jaill“, die er zum Zwecke der Wegebesserung stets gut gebrauchen konnte.

Das ungebundene Lagerleben hatte in der That mancherlei Ausschreitungen im Gefolge. Blutige Auftritte, Schlägereien mit Messer, Art und Revolver kamen nur allzu häufig vor. Ein weiser Aufseher versicherte mir einmal, daß zwei Drittel aller Heger „in ihren Hosen“, d. h. eines mehr oder minder unnatürlichen Todes sterben. Die Revolverschießerei nahm im Lager den ganzen Abend über kein Ende — wenn auch nicht gerade immer Menschen die Zielscheiben gewesen sein werden — und unter unseren schwarzen Arbeitern lief so mancher herum, der verschiedene Revolverkugeln im Leibe stecken hatte. Einmal ließ sich einer unserer schwarzen Arbeiter von den Rachegeistern sogar soweit fortreißen, daß er beschloß, seinen Gegner mit dessen ganzem Hause in die Luft zu sprengen. Er entwendete also eine Dynamitpatrone, und am selben Abend erfolgte richtig ein großer „blow-up“. Glücklicher Weise war gerade kein Mensch in der Hütte anwesend, diese selber aber war wie vom Erdboden weggeblasen und der Boden, wie bei allen Dynamitexplosionen, trichterförmig aufgewühlt. Der Attentäter hatte sich alsbald aus dem Staube gemacht.

Allerlei.

Einer interessanten Studie über die Großindustrie im Alterthum von Julius Beloch begehen wir im neuesten Heft der Zeitschrift für Sozialwissenschaften. Ueber die betreffenden Verhältnisse in Athen heißt es darin: Die Entwicklung der griechischen Groß-Industrie, die im 6. und 7. Jahrhundert begonnen hatte, kam im Laufe des 5. Jahrhunderts zur Vollendung; und jetzt sind wir im Stande, diese Erscheinung auch an der Hand direkter Zeugnisse zu verfolgen. Das meiste Material haben wir, wie natürlich, für Athen. Zu Reichthum gelangten Gewerbetreibenden begehen wir hier schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts; so dem Vater des bekannten Demagogen Kleon, Kleonetos, der doch ohne allen Zweifel bereits die Leder- oder Schuhwaarenfabrik hatte, die später der Sohn fortführte. Es ist ein Symptom der wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung der Gewerbetreibenden, daß Männer dieses Standes in der Zeit des peloponnesischen Krieges in großer Zahl zu leitender Stellung im Staate gelangten; so außer Kleon Annytos, der ebenfalls durch den Betrieb einer Gerberei reich geworden war, der Lampenfabrikant Hyperbolos und Andere. Nun hat das Handwerk ja nach dem Sprichworte einen goldenen Boden, aber wer es nur im kleinen betreibt, wird nicht reich davon; wir haben uns also die Gerbereien des Kleon und Annytos als Großbetriebe zu denken. Ebenso die Flötensfabrik, die Sokrates Vater Theodoros betrieb, da auch er im Stande war, kostspielige Ehrenämter, sogenannte „Leiturgien“, zu übernehmen. Ueber die Ausdehnung dieser Betriebe haben wir allerdings keine konkreten Angaben. Wohl aber wissen wir, daß die Brüder Polemarchos und Pyrias am Ende des 5. Jahrhunderts im Peiraeus eine Schildfabrik hatten, die 120 Arbeiter beschäftigte; eine andere Schildfabrik, im Besitze des Bankiers Pasion, gab einige Jahrzehnte später einen jährlichen Reinertrag von einem Talent, muß also ebenfalls ein sehr bedeutender Betrieb gewesen sein, mit kaum unter 50–60 Arbeitern. Der Vater des Redners Demosthenes hinterließ bei seinem Tode im Jahre 376 zwei Fabriken, eine Messerfabrik mit 32–33 und eine Nadelnfabrik mit 20 Arbeitern. Damit gehörte er allerdings zu den 100 reichsten Bürgern des Staates, sodas es in Attika nicht allzu viele Fabrikbetriebe von dieser Größe gegeben haben kann, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß ein sehr großer Theil der Fabriken in Athen von Schuppenverwandten (Metöken) betrieben wurde. Immerhin kann gar kein Zweifel sein, daß neben den Großbetrieben sehr viele mittlere und kleine Betriebe bestanden haben. Denn es gab in Athen, wenigstens bis auf Alexanders Zeit, einen sehr zahlreichen Mittelstand, der allerdings zum großen Theile von Grundbesitzern und Kaufleuten gebildet war, unter dem aber doch auch die Gewerbetreibenden stark vertreten waren. Ein Beispiel eines solchen, nach unserer heutigen Anschauung mittleren Betriebes, ist die Schuhfabrik des Timarchos, die 10–11 Arbeiter beschäftigte. Doch ist in unserer Uebersetzung von Betrieben dieser Art begrifflicher Weise nur selten die Rede, da ihre Besitzer meist gesellschaftlich nur wenig hervortraten.

Die erste Puppe, die erste wenigstens, die diesen Namen trug, ist 500 Jahre alt und stammt aus der Zeit Karls VI. von Frankreich. Sie wurde durch einen Italiener Namens Pufello Grivaldi nach Paris gebracht, der dort eine Ausstellung von 60 Wachsfigürchen veranstaltete, die die Trage und Kleidung römischer Kaiserinnen trugen. Daraus entstand das erste Marionettentheater. Ganz Paris drängte sich damals zu den Veranstaltungen des Italieners. Karl VI., dessen Lobfuchtsanfalle die Königin Isabella und der Hof durch Unterhaltungen aller Art zu mildern und zu verbinden suchten, fand

Gefallen an den 60 Marionetten, die Pufello Grivaldi ihm vorführte, während ein Affe jede seiner Bewegungen wiederholte und die komische Wirkung der Komödie erhöhte. Der König fand vor allem Spaß an einem Wachsfigürchen, das — wie der Italiener ihm versicherte — Poppäa darstellte, die schöne Gemahlin Nero's, um derenwillen er seine erste Gemahlin ermorden ließ und die er nach einiger Zeit, als sie ihm zu mißfallen begann, durch einen Fußtritt tödtete. Karl VI. war von dieser Erzählung sehr gerührt und wollte die schöne Poppäa behalten. Signor Grivaldi nützte die Gelegenheit aus und forderte für Ueberlassung der kleinen, römischen Majestät nach langem Handeln 400 Goldstücke. Da der wahnsinnige Monarch immer mehr Freude an diesem Spielzeug fand, bestellte die Königin nach und nach unzählige Wachsfigürchen bei dem Italiener, und ihrem Beispiel folgten der Hof und das Bürgerthum. Nach dem Tode Karls VI. verichwand diese Mode, man gab die „Poppäa“ den Kindern, die das Wort in das ihnen bequemere „Puppe“ nach und nach verwandelten.

Die Kinder des Südens, die Apfelsinen, werden jetzt in Massen bei uns zu Markte gebracht. Die Apfelsinen sind durch die massenhafte Einfuhr der letzten Jahre bei uns so billig geworden, daß sich alle Bevölkerungsklassen an der erischenden Frucht erfreuen können. Und in der That findet man dieselbe ebenso in der silbernen Schale auf der reichbefestigten Tafel des Millionärs, wie in den schmutzigen Körben der von Restaurant zu Restaurant wandernden Hausfrau und Hausfrauen. Die Apfelsine stammt aus dem östlichen Asien und wird in ganz Südamerika und auf den Mittelmeeresküsten, in Nordafrika, auf den Azoren, im Orient, in Kapland, in wald' legerem Lande der Baum am üppigsten gedeiht und die Größe unserer Citrusbäume erreicht, und in Südamerika kultiviert. Als beste Apfelsinen gelten die Malteser, welche jedoch wenig in den Handel kommen. Unser deutscher Import wird vollständig durch die sicilischen Apfelsinen (Malteser), sowie die von Bizza, Genua und vom Garbafce gedeckt, doch nimmt dieser Import von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an. Uebrigens wird die Apfelsine bei uns in Deutschland noch keineswegs so ausgenützt, wie anderswo. So bildet z. B. in Frankreich der Saft der Apfelsine, mit Wasser und Zucker vermischt, als „Orangeade“ einen Handelsartikel, der als Erfrischungsmittel großen Absatz findet. Auch wird in Italien Brunch aus den Apfelsinen bereitet und aus den Schalen ein sehr schmackhafter Liqueur. Der Verbrauch der Apfelsinen ist also bei uns noch sehr der Ausdehnung fähig.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— „Theorie und Praxis des gesammten Abrechnungs- wesens mit besonderer Berücksichtigung des Depositen- und Checkverkehrs.“ Ein Begleiter für den modernen Geldverkehr betitelt sich das neue Werk von Georg Obst, das Mitte Januar im Verlage von Strecker u. Moser (Stuttgart) erscheint. (Geb. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.—) Obst, der bereits durch seine früheren Schriften „Kapitalanlage und Werthpapiere“, „Wechsel-ABG“ u. c. eine gewisse Popularität erlangt hat, verbindet auch in diesem neuem Werke wieder bei seinen Darstellungen in geschichtlicher Weise theoretische Kenntnisse mit praktischen Erfahrungen. Nach einer interessanten Schilderung der Entwicklung des Geld- und Kreditwesens macht der Verfasser den Leser mit den Theorien des Depositen-, Check- und Abrechnungs- wesens bekannt, weist auf den Nutzen hin, welchen dieser Verkehr für den Einzelnen wie für die Gesamtheit zur Folge hat, plaidirt für ein gutes, brauchbares Check- gesetz und nimmt Stellung zu dem geplanten Post-Checkverkehr. Was dem Werke aber einen besonders hohen Werth verleiht, ist der Umstand, daß Obst — der, nebenbei gesagt, Beamter der Dresdener Bank in Berlin ist — auch in der Praxis wohl erfahren und so besser als irgend jemand befähigt ist, die Technik des Depositen- und Checkverkehrs schildern zu können. Infolge des neu geplanten Check- und Abrechnungsverfahrens durch Vermittelung der Postanstalten hat das Buch auch ein aktuelles Interesse und wird aus diesem Grunde nicht nur den Bank- und Postbeamten, den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, sondern allen Gebildeten ein willkommenes Wegweiser sein.

— Der Kunstwart. Herausgeber Ferd. Avenarius, Verlag Georg D. W. Callwey, München (vierteljährlich 2.50 M., das einzelne Heft 50 Pf.) Heft 8 enthält: Das Thema vom Glück in der Dichtung. Von Karl Spitteler. — Für die gute Familie. Von Adolf Bartels. — Das Konzertwesen der Gegenwart. — Volkskunst. — Etwas über Technik in bildender Kunst. Von Schulze-Raumburg. — Spieltrieb, Schönheitsdurst und Wirkthätigkeit. Von Arthur Dig. — Lese Blätter: Gedichte von Th. Westphal, Helene Voigt, Wilhelm Lobben. — Mondspul. Von Leopold Weber. — Epigrammatisches. Von Ferd. Avenarius. — Rundschau, enthält u. a.: Schriftstellerleiden von Arthur Japp. — Max Burckhards „Bürgermeisterwahl“ in der Münchner literar. Gesellschaft. — Lieder und Sänge. — Dresdner Musikbericht. — Zur Ergrung Adolf Wenzels. — Bilderbeilagen: Max Klinger, Afforde, Evolution. — Notenbeilage: Aus „Don Quigote“. Von Wilhelm Kiensl.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Druck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.